

Reiseroman von Svenja Maria Groschupp

Weltwinde

In den **Dschungel** verweht

SALPETERER VERLAG

Inhalt

Impressum und Vorwort

Teil 1

Prolog

1

2

3

4

5

6

7

8

9

10

11

12

13

14

15

Teil 2

1

2

3

4

5

Teil 3

1

2

3

4

5

6

7

8

9

10

11

12

13

14

15

16

17

Epilog

Weltwinde

In den Dschungel verweht

1. Auflage 2022

ISBN:	978-3-949122-70-5
ISBN E-Book:	978-3-949122-71-2
Autorin:	Svenja Maria Groschupp
Gestaltung Cover:	sensdesign GmbH, sensdesign.com
Druck:	CPI books GmbH, D-89075 Ulm
Verlag:	Salpeterer-Verlag, Rößwihl 3, D-79733 Görwihl, salpetererverlag.de

© 2022 Salpeterer-Verlag

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages und der Autorin unzulässig. Dies gilt insbesondere für die elektronische oder sonstige Vervielfältigung, Übersetzung, Verbreitung und öffentliche Zugänglichmachung.

W e l t w i n d e

In den Dschungel verweht

Vorwort

Dieses Buch erzählt die Geschichte von einer Zeit in meinem Leben, in der ich meinen Träumen gerecht geworden bin.

Heute schaffe ich das selten, und es gibt eigentlich keine Ausreden dafür.

Die naheliegendste könnte lauten: Meine Träume stimmen nicht mit den Erwartungen überein, die an mein Leben gestellt werden. Regelmäßig nehme ich es mir vor und immer wieder schreit mich etwas an: *Geh gefälligst deinen eigenen Weg!*

Und dennoch tue ich es immer seltener. Halte mir einerseits die Ohren zu vor den Erwartungen und schaffe es andererseits dennoch nicht, kommentarlos an ihnen vorbeizugehen.

Es ist nun acht Jahre her, als es mir gelang, meiner Sehnsucht kompromisslos zu folgen und auf die Suche nach der Welt zu gehen. Dieses Buch ist der Versuch, die glücklichste Zeit in meinem Leben einzufangen. Es zu schreiben war ein wahres Geschenk an mich. Die Erinnerungen, welche nur noch als weit entfernter Traum in mir schwebten, glühen jetzt wieder vor Leben.

Gleichzeitig ist dieses Buch eine Entscheidung. Es ist die Entscheidung, der Stimme, die mich an die wundervollsten Orte und mitten hinein in die wahren Schönheiten des Lebens geführt hat, ihre verdiente Aufmerksamkeit zu schenken.

Wer nie gereist ist, versteht die Heimkehrenden nicht. Dass diese Einsicht dramatischer sein kann, als sie klingt, habe ich am eigenen Leib erfahren. Als Heimkehrender kann man viel erzählen und wird dennoch selten gehört.

Allzu oft soll man auch lieber selbst zuhören, sich wieder einfinden, mitmachen und sich einleben, dort, wo man vor Monaten noch so herrlich hineingepasst hat.

Ich möchte mich nicht mehr rechtfertigen, Kompromisse eingehen, Einsicht haben. In diesem Buch möchte ich nur erzählen. Möchte Geschmäcker säen von der Schönheit der Welt, den Farben des Reisens und den Reichtümern des Lebens. Und wenn ich bloß an einer einzigen Stelle zwischen den Seiten eine Ahnung davon vermitteln kann, macht mich das zu einer stolzen Autorin.

Vielleicht keimt dann sogar Verständnis auf, für alle Heimkehrenden, alle Wandergeister, die früher mit einem belächelnden Kommentar, einem belehrenden Ratschlag empfangen worden wären. Vielleicht werden weniger Köpfe geschüttelt und man wendet sich stattdessen wieder den wichtigeren Erwartungen zu. Denen, die das eigene Herz an einen stellt.

Dieses Buch ist auch eine Antwort. Auf eine Frage, die mich immer wieder mitten in den Strudel der Rechtfertigungen treibt, bevor ich mir früher oder später die Ohren zuhalte. *Hast du denn überhaupt ein Ziel im Leben?*

Die Antwort ist ja, auch wenn kaum einer es glauben mag. Mein Ziel ist die Welt.

Als Kind habe ich vom Leben im Dschungel geträumt.

Teil 1

Prolog

Als Kind habe ich vom Leben im Dschungel geträumt. Ich bin am Fluss gelegen und habe über das Wasser hinweg zum anderen Ufer geblickt. Habe versucht, die Stimmen der anderen Badegäste und den Lärm der nahegelegenen Straße nicht mehr zu hören. Die kleinen, pummeligen Mädchen mit goldenen Löckchen und grellorangenen Schwimmflügeln nicht mehr zu sehen, die vor mir im flachen Wasser spielten. An den morgigen Schultag nicht zu denken, das Kurzreferat in Deutsch, das Gedränge am Brötchenstand, den täglichen Wutausbruch des Hausmeisters.

Ich habe dann nur das schlammgrüne Wasser des Amazonas gesehen und auf der anderen Uferseite die dichten, hochwachsenden Bäume, in deren Baumwipfeln ganz bestimmt die Affen turnen, Papageien streiten und Faultiere dösen mussten.

Die Sonne brannte von einem porzellanblauen Himmel auf den Äquator nieder und bald würden sich über dem Blätterdach des Regenwaldes dichte Gewitterwolken auftürmen, bevor der alles am Leben erhaltende Regen niederschmettern würde.

Dann schrie eines der Mädchen mit Engelslöckchen auf, weil es in eine Scherbe getreten war. Und brachte mich zurück in die Realität.

* * *

In meinem Zimmer lehnt ein roter Wanderrucksack gegen meinen Kleiderschrank. Ich erinnere mich lebhaft an den Tag, als meine Mutter und ich das Outdoor-Geschäft im

Nachbardorf besucht haben, um mir diesen Rucksack für meine Reise in den ecuadorianischen Regenwald auszusuchen. Die Verkäuferin, eine kräftig gebaute Frau Ende vierzig mit weltmännischer Ausstrahlung und wettergegerbtem Gesicht, hat uns gegen Ende noch ein mit Insektenabwehrmittel imprägniertes Moskitonetz aufgeschwatzt. »Mit den Moskitos ist nicht zu spaßen. Malaria und Dengue sind unschöne Krankheiten«, versicherte sie.

Bevor wir später im Auto losfahren, hat meine Mutter kurz innegehalten. Hat langsam ausgeatmet, sich mir zugewandt und mit einer erschreckenden Ernsthaftigkeit gesagt: »Bist du dir ganz sicher, dass du das machen willst?«

Ich habe sie angesehen, habe ihrem Blick nicht standhalten können und stattdessen die trockenen Grashalme vor dem Parkplatz fixiert. Natürlich war ich mir *überhaupt nicht* sicher.

»Ich mach das jetzt einfach, Mama«, habe ich mich schließlich sagen hören.

Wenn ich heute die Straßenbahn zur Vorlesung nehme, mit meinen Kommilitonen beim Mittagessen sitze, die Nachmittage in der Bibliothek verbringe und mich am Abend auf ein Bier treffe, gibt es zwischen meinen Gedanken und Gefühlen fast nichts, was mich an dieses andere Leben erinnert, das ich anscheinend einmal geführt habe. Nur manchmal bringt mich in einem unerwarteten Moment etwas zurück. Der Geruch an einer Straßenecke, eine Unterhaltung auf Spanisch in der Straßenbahn, ein Salsa Song im Radio oder die Intensität der sommerlichen Mittagssonne. Manchmal staune ich darüber, dass die Erinnerungen, die in solchen Augenblicken in mir wach werden, einmal meine Realität waren. Und jedes Mal wird mir bewusst, dass die Entscheidung zu gehen damals die beste meines Lebens gewesen ist.

1

Die Waschmittel-Paletten waren die Schlimmsten. Wer auch immer in den Lagerhallen stand und Ariel, Frosch und Persil in 15-Kilo-Kartons, packte musste annehmen, dass bei *dm* nur durchtrainierte Muskelprotze arbeiteten. Noch dazu gab es in der Waschmittel-Abteilung ein zusätzliches Regalfach ganz oben, wodurch man bei durchschnittlicher Körpergröße nicht darum herumkam, zwischen Boden und Rollhocker hin und her zu hüpfen – im Idealfall ohne, dass der Hocker sich während dieser Gymnastik selbstständig machte. Schlussendlich war eine Waschmittel-Palette durch die großen Packungen vergleichsweise schnell abgearbeitet, sodass man sich als erste Mitarbeiterin des Tages der schlechten Laune der Chefin aussetzen durfte, um nach einer neuen Palette zu fragen.

Es gab Morgen, da kam alles zusammen. Waschmittel-Palette für mich allein, Chefin sensationell schlecht gelaunt, Hüpfübungen nach drei Stunden Schlaf das Letzte, was ich gebrauchen kann und – Rollhocker saust bereits bei der zweiten Besteigung, die bepackt mit dreimal XXL-Ariel-Colorwaschmittel von Anfang an gewagt war, unter meinen Füßen davon.

Mit einem *Rumms* gefolgt von einem *Plomp* landete zunächst ich und dann das Waschpulver auf dem frisch gewischtem Ladenboden.

»Hürmpf?«, gellte sogleich die unverkennbare 6-Uhr-Morgens-Raucherinnen-Stimme der Chefin durch die Regale.

»Alles gut!!«, beeilte sich meine schlaftrunkene Stimme zu versichern, in der Hoffnung, der feuerrote Haarschopf möge sich meiner Reihe fernhalten.

»Wie wär's mit einer Runde Joggen morgens zum Wachwerden, bevor du hier hereinspazierst?!«

Zu viel gehofft.

Ein paar Stunden später - die Kaffeepause war bereits abgehalten und damit die Gesprächigkeit der Damen in der Mitarbeiterschaft deutlich angekurbelt - war das Shampoo an der Reihe. Shampoo Ultra Sensitive, Shampoo Coffein Power, Shampoo Anti-Schuppen, Shampoo Family Bio-Malve, Shampoo Vita Glow Repair, Shampoo Tiefenreinigung, Shampoo More Blond, Shampoo Glossy Brown, Shampoo Volumen & Kraft ... Hat sich schon einmal jemand ausgiebig genug mit dem Überangebot an Shampoo in einer einzigen *dm*-Filiale auseinandergesetzt und dabei festgestellt, dass die Leute total übergeschnappt waren?

»... um den Kuchen kümmert sich Sabine, die hat bei sowas den besten Geschmack. Wollen bloß nichts peinlich Pompöses, aber ein Foto soll der halt schon wert sein.«

Marianne¹, meine Kollegin, die wohl auch mit *More Blond* nicht hätte blonder werden können, schüttelte den Kopf und zeigte mit unzufriedenem Blick auf die Reihe Shampoo Frische & Leichtigkeit, die ich soeben eingeräumt hatte. Hatte offensichtlich das Shampoo mit der Spülung verwechselt. Man lernt eben auch bei *dm* nie aus.

»Augen auf, Mädels!«

Ein bisschen mehr Frische & Leichtigkeit würde diesem Laden wiederum nicht schaden.

»Und die Musik?«, hakte Barbara nach, die auf der anderen Seite mit dem Tee beschäftigt war.

»Wird eine gute Mischung. Club, Charts, ein bisschen was zum Schunkeln ...«

Immerhin ging die Zeit nach der Kaffeepause schneller vorbei, wenn die Damen am Quatschen waren und man etwas zum Lauschen hatte. Und in unserer *dm*-Filiale, in der

übrigens *ausschließlich* Frauen arbeiteten, gab es immer etwas zu plaudern. Seit einer Woche war Mariannes baldige Hochzeit das Gesprächsthema Nummer Eins. Im Verkaufsraum, wo Marianne für gewöhnlich in Hörweite war, klang das zumeist nach: »Diese Hochzeit wird ein Traum! In unserem schönen Schlosspark, weißes Mäuerchen, rote Rosen, Goldfischteich. Die beiden werden wunderschön aussehen! Und die Holzbrücke im Hintergrund!«

Während einer heimlichen Raucherpause hinter dem Altpapiercontainer konnte es währenddessen lauten: »Hast du den Kerl gesehen, den sie heiraten will? Der hat bestimmt seit dem Abitur keine neuen Schuhe mehr gekauft. Richtig widerliche Treter hat der an den Füßen. Da kann man bloß hoffen, für die Hochzeit nimmt den jemand mit in ein Schuhgeschäft!«

»... und die Flitterwochen?«, setzte Barbara² die Liste fort. Shampoo war erledigt. Wenn man bei den Haargummis angelangt war, ging die Schicht meist dem Ende zu. Ich mochte Haargummis.

»Zypern, denke ich, sucht Thomas aus. Thomas hat einen Riecher für anständige Hotels. Letztes Jahr waren wir auch auf Zypern, da kann man zumindest sicher sein, dass das Wetter passt. Muss aber auch sagen, ich bin froh, wenn wir zurück sind.«

»Ja?« Verwundert schielte nun Brigitte³ von der Babynahrung zu uns herüber.

»Kann ich total verstehen!«, beeilte sich Barbara, zu versichern, und wurde mit einem anerkennenden Blick von Marianne belohnt. Marianne war vielleicht die einzige Kollegin, welche die Sympathie der Chefin für sich gewonnen hatte, daher lohnte es sich grundsätzlich, Mariannes Meinung zu teilen.

»Klar, der ganze Stress ...« Auch Brigitte schien es sich anders überlegt zu haben.

»Und schlussendlich ist es doch bei uns am schönsten!«, fügte Barbara hinzu.

»So ist es!«

Woher diese Gewissheit kam, war mir schleierhaft. Soweit ich über die Leben der drei Damen informiert war, hatte es sich von der Kinderwiege bis zum heutigen Tag kaum außerhalb eines 20-km-Umkreis von unserer *dm*-Filiale abgespielt.

Mariannes Blick wanderte für einen Moment prüfend über den Haargummi-Ständer. Leider gab es offensichtlich nichts zu bemängeln.

»Ich verstehe sowieso nicht, wieso immer alle wegwollen.« Aha, doch ein Grund für einen unverständlichen Blick in meine Richtung, »wo willst du noch einmal hin? Afrika?«, fragte Marianne.

»Nach Ecuador. Das liegt in Südamerika.«

»Ach ja, Dschungel war das.«

Betretenes Schweigen.

»Also, ich glaube ich könnte das nicht. Die ganzen Moskitos. Die Hitze.«

»Und Jaguars gibt es dort bestimmt auch?!«, fügte Barbara bestürzt hinzu und ich verzichtete darauf, ihr etwas anderes zu versichern.

»Also, ganz ehrlich«, setzte Marianne an. Brigitte war wieder still geworden und hatte sich in Babynahrung-Etiketten vertieft.

»Ja?«, hakte Barbara gespannt nach.

»Bei uns ist es doch einfach am schönsten!«

»So ist es!«

Waren wir so weit nicht schon gewesen?

»Hier haben wir doch alles, was man braucht! Man muss auch einmal dankbar sein! Für unser wunderhübsches

Städtchen, unseren Arbeitsplatz, unser Zuhause ... das ist doch Heimat, oder nicht?«

»Jawohl!«

»So ist es!«

»Augen auf, Mädels!«

Oh. 6-Stück-Haargummis versehentlich mit 12-Stück verwechselt. Marianne bedachte mich mit einem extra rügenden Blick. Diesen Triumph gönnte ich ihr. All das konnte sie liebend gerne behalten, die 6-Uhr-Morgenschichten bei *dm*, die Plauderei mit ihren Damen, das weiße Mäuerchen und den Goldfischeich für ihre Traumhochzeit in diesem wunderhübschen Städtchen. Währenddessen würde ich mich am anderen Ende der Welt von den Moskitos zerfleischen lassen. Meine Wahl hatte ich getroffen.

* * *

Dann also dieser Zug, Regionalexpress von Bad Säckingen nach Basel, Abfahrt 12:47 auf Gleis 2. Die kühle Fensterscheibe an meiner Schläfe, der Kloß in meinem Hals, in meinem Augenwinkel das Bild meines voll bepackten roten Rucksackes, der ahnungslos gegen den Sitz lehnte.

Ich weinte. Der Schaffner war bereits gekommen, dennoch hatte ich meine Sonnenbrille aufgesetzt, um das Rentnerpärchen diagonal gegenüber mit meiner Heulerei nicht allzu sehr zu irritieren.

Ecuador. Ecuador. Das Wort fühlte sich trotz der langen Zeit der Vorbereitung, des Wartens und des Reisefiebers immer noch ungewohnt zwischen meinen Gedanken an. Würde ich den Namen dieses Landes unter seinen Einheimischen überhaupt richtig aussprechen können?

Ich schloss die Augen. Hoffte, dass die Heulerei bald aufhören würde. Ich dachte an die vergangenen Wochen zurück. Meinen Schulabschluss, die Wochen und Monate danach, in denen ich einem Nebenjob nach dem anderen

nachgejagt war, um schließlich meinen Fuß in die Tür dieses Zuges zu setzen. Ich überlegte, wie ich wochenlang von Ärzten über Apotheken und Banken zu Kleidergeschäften gerannt war, versucht hatte, mich auf ein Leben vorzubereiten, auf das man sich nicht vorbereiten konnte. Die zahllosen Bilder und Vorstellungen in meinem Kopf waren vermutlich genauso wertlos wie der Reiseführer in meinem Gepäck. Ich musste es wohl einfach herausfinden.

An diesem Tag begann die Geschichte der 19-jährigen Version meiner Selbst, die in den ecuadorianischen Dschungel reist, um sich einen Kindheitstraum zu erfüllen. Nicht zuletzt gehöre ich auch zu der Generation an jungen Menschen, die nach dem Abi diese Dinge unternahmen, ganz einfach, weil wir es konnten. Wir hatten Abi, wir hatten Träume, wir hatten alle Möglichkeiten, wir würden sie ergreifen. Mindestens, um die Welt, die sich über die Jahre hinweg zwischen Schulbüchern, Power-Points, Internet und Fernsehen vor uns ausgebreitet hatte, nun auch einmal von draußen anzusehen. Oder von drinnen, je nach Perspektive. Für Viele bedeutete das Jahr nach dem Abi, sich auf die Suche zu machen. Zumindest, um herauszufinden, was man denn nun suchte.

Wie dem auch sei. Es war der 29. April und der Himmel war von einer stählernen Wolkendecke überzogen, was irgendwie meine Stimmung widerspiegelte. Mystisch erdrückend, dennoch gleißend hell, es war unklar, ob demnächst die Sonne durchbrechen würde.

Regionalexpress war eine sehr optimistische Bezeichnung für den Zug, der mich nach Basel brachte, denn er hielt ungefähr alle drei Minuten in einem der zahlreichen Käffer, die sich entlang des Hochrheins an der Schweizer Grenze aneinanderreihen. Menschen stiegen ein und schlürften durch den Waggon, Mütter mit Kindern, Gruppen von Jugendlichen, ältere Damen und Herren. Für keine dieser Seelen lag das Reiseziel auf der anderen Seite des Atlantiks.

Die Vorstellung schockierte mich. Allesamt würden sie sich am Ende ihrer kleinen Reise in vertrauter Umgebung wiederfinden, vermutlich an der Seite von Menschen, die ihnen Sicherheit und Halt gaben, in einem Alltag, der ihnen eine Stütze war. Bis auf mich. Sicherheit, Halt, Vertrautheit, das alles waren Dinge, die ich vor wenigen Minuten aufgegeben hatte.

Ich war allein.

* * *

Vier Bahnhöfe und vier Flughäfen. Trotz meines stark verkümmerten Orientierungssinnes war die Reise bis Frankfurt Flughafen ein Kinderspiel. Hier steigerte sich die Schwierigkeitsstufe etwas. Allein der Fußmarsch von Gleis 3 des Fernbahnhofes bis in die Abflughalle 2 dauerte verdächtig lange und ich konnte nicht anders, als mich mehrmals zu fragen, ob ich nicht irgendwo hätte abbiegen müssen. Schließlich stand ich jedoch vor der monströsen Anschlagtafel des Terminals, die sich wie eine Felswand vor mir bis unter die Decke erstreckte.

Ich war drei Stunden zu früh. Diese drei Stunden waren notwendig gewesen, um mich nachts zuvor nicht schlaflos im Bett zu wälzen und mir Szenarios auszumalen, wie ich die Bahnhöfe auf und ab eilen, sämtliche Züge verpassen, am Flughafen in der Menschenmasse untergehen würde ...

Nun saß ich in Frankfurt und befand mich in einer äußerst verwunderten Stimmung. Der Flughafen wirkte ein wenig surreal. Es war ungewöhnlich ruhig und die große Terminal-Halle war wie leergefegt. Nur vereinzelt schoben Reisende ihre Gepäckwagen an mir vorbei, die Schlangen an den Check-In-Schaltern waren kurz. War ich vielleicht in einer Sonder-Abflughalle gelandet? War ich überhaupt am Frankfurter Flughafen? War ich in Frankfurt? Dumme Fragen, die einfach nur bewiesen, wie nervös ich war. Ich ertrug die Warterei nicht länger und stand auf. Irrte eine Weile umher,

nur um sicherzugehen, dass es nicht womöglich mehrere Schalter 43 - 55 im Terminal 2 gab. Vielleicht gab es mehrere Terminal 2? Doch im Blick, mit dem die Stewardess meinen Pass und meine Buchungsbestätigung untersuchte, lag nichts Verdächtiges. Ich musste richtig sein. Freundlicherweise erklärte sie mir im Detail den Weg zur Handgepäckkontrolle. Auch hier beschränkte sich die Warteschlange auf eine Handvoll Menschen. Ich wartete.

Malte⁴ rief zwei Stunden vor meinem Abflug an.

»Wie geht's dir?« Es war gut, seine Stimme zu hören.

»Keine Ahnung. Ich bin gleich weg ...«

»Sieht so aus, ja. Ich bin gerade auf dem Weg ins Training. Ich wollte dich noch einmal hören.«

Training. War es nicht wunderbar, einen ganz normalen Alltag zu haben, in dem man ganz normale Dinge tat?

»Ja. Lieb von dir, dass du anrufst.«

Ich hatte Malte vor zwei Wochen auf einer Party kennengelernt. Er war schlank, blond, hatte ein großes Tattoo auf dem Bizeps, das für meinen Geschmack ausgesprochen heiß aussah. Aus irgendeinem Grund jedoch lief er mir nun hinterher, als wäre Ecuador nur ein Aussetzer unserer gemeinsamen Zeit. Als würden die Tage der roten Rosen und Wattewolken und der harmonischen Zweisamkeit erst noch bevorstehen. Dies alles hatte das Chaos, in dem ich mich seit ein paar Monaten regelmäßig wiederfand, in den letzten beiden Wochen noch etwas angekurbelt. Malte kannte ich zu wenig, um nicht zu bezweifeln, dass ich nach meiner Rückkehr Nerven für ein Wiedersehen haben würde, aber doch gut genug, um auf gelegentliche Treffen nicht verzichten zu wollen. Die Tatsache, dass er nicht der Einzige war, noch völlig ausgeblendet.

»Ich warte auf dich, Svenja.«

»Tu das nicht.« Wie oft hatten wir diese Diskussion durchgespielt.

»Ja, ich weiß, dass du das sagst, aber es ist mir egal. Ich warte trotzdem auf dich. Das ist es mir wert. Ich werd' dich vermissen.«

Oh. Oh je.

Das Chaos blieb nun einmal immer ein Chaos. Ich hatte darauf noch nie wahnsinnig viel Einfluss gehabt.

Malte hatte aufgelegt und ich war wieder allein. Ein stiller Mensch auf einem stillen Flughafen. Endlich öffnete die Handgepäckkontrolle.

Fabios⁵ SMS blinkte auf meinem Handy auf, als gerade eine schweißüberströmte Mutter einen monströsen Kinderwagen an mir vorbeisob. Die beiden Zwillinge ließen sich dabei in einen Ärmelzipfel ihrer Mama gekrallt über den Teppichboden schleifen, während der Kinderwagen mit der Shopping-Ausbeute aus dem Duty-Free beladen war. Stutzig blickte ich auf meine bescheidene Umhängetasche, aus der das Griffbrett einer Mini-Ukulele herauslugte. Und ich hatte mir Gedanken gemacht, ob ich mit meinem sogenannten »Musikinstrument« zu viel Platz in der Bordkabine einnehmen würde?

Das Handy fiel mir in diesem Moment fast aus der Hand, als das Pummeligere der beiden Geschwister über meine Füße stolperte und der Länge nach hinfiel. Dieser Zwischenfall trieb der armen Mutter noch einen weiteren Schub Schweiß ins Gesicht.

Hey ho, bist du schon im Dschungel gelandet? Gerade zwei Wochen Surfen an der Ostküste, Hammer Leute, Hammer Strände, Hammer Leben, Australien ist einfach der Hammer. Pass auf die Gorillas auf und fall nicht aus der Hängematte. gruß

So ein Text konnte nur von Fabio kommen, dem Kerl, der mir vor zwei Jahren den ersten ernstzunehmenden

Liebeskummer meines Teenager-Daseins beschert hatte. Als ich auf seine Abfuhr hin mitten in der Nacht, völlig verheult und mitten hinein in ein Bundesliga-Gelage mit seinen Kumpels sturmgeklingelt hatte, hatte ich offensichtlich genug Eindruck hinterlassen, um ihn zwei Jahre später an Fasnacht wieder am Hals zu haben. Und dummerweise war ich ihm erneut verfallen, diesem kleingewachsenen, sehr charismatischen Italiener, der auch noch direkt bei mir um die Ecke wohnte und den ich heimlich schon in der fünften Klasse angehimmelt hatte. Jetzt jagte er mit einem seiner Fußballkumpels in Australien die Wellen hinunter und den Mädels hinterher, und das war mir ganz recht so. Nächstes Jahr an Fasnacht würden wir uns vermutlich wieder betrinken und in einer der Kneipen im Hundert-Meter-Umkreis unserer Wohnorte aufeinandertreffen, woraufhin der Abend seinen natürlichen Lauf nehmen würde. Doch immerhin würde ich keine siebzehn mehr sein (sondern neunzehn), und somit mit meinem scharfen Verstand auf dem Boden der ernüchternden Tatsachen bleiben und ihn am nächsten Morgen ohne Frühstück vor die Tür setzen. *Cool*, schrieb ich, *habe einen Gorilla geheiratet. Man sieht sich.*

David rief an, als ich gerade darauf wartete, dass das Gate öffnen würde. Ich nahm nicht ab. Ich konnte nicht.

Mit David war es anders. Bei David wäre ich *schockiert* gewesen, würde es aus irgendeinem Grund kein Wiedersehen geben.

Wir hatten uns vor einem Jahr kennen gelernt und in den letzten Wochen dem Begriff unserer Freundschaft etwas mehr Freiheit gelassen. »Wir machen einfach keine große Sache daraus. Es gibt keine Regeln. Es ist alles erlaubt, aber niemand ist zu etwas verpflichtet. Und jeder darf tun und sagen, was er will«, hatte er es genannt. Das hatte mir ausgesprochen gut gefallen und so waren die letzten Wochen nichts als wundervoll gewesen. Wir waren zwei

Menschen, die sich von ihren Gefühlen leiten ließen, ohne sich mit Plänen oder Verpflichtungen herumzuschlagen. Jetzt spürte ich, dass ich David vermisste. Tatsächlich.

Dreimal klingelte mein Handy, ich saß reglos in der Abflughalle und blickte nach draußen zu den parkenden Flugzeugen. Die Sonne stand schon tief, das Fluggelände war in ein orangefarbenes Licht getaucht. Wieder mein Klingelton.

In diesem Moment kam der Aufruf für mein Gate. Ich schaltete mein Handy aus, warf mir die Tasche über die Schulter und war bereit, den Boden meines Heimatlandes zu verlassen.

»*Mi corazón, déjame pasar por favor.*« Der stämmige, etwa 20-jährige Schwarze, der mich charmanterweise als 'sein Herz' bezeichnet hatte, strahlte mich mit dem breitesten Grinsen an, das ich jemals gesehen hatte. Fast hatte ich Angst, es würde die Ränder seines Gesichtes zum Bersten bringen. Lässig schob er sich an mir vorbei auf den Mittelsitz. Rechts von ihm ließ sich gerade ein zweiter junger Mann in den Sitz plumpsen, genau wie der Erste in weiten dunklen Kleidern, mit in die Stirn gezogenes Basecap und blinkender Silberkette um den Hals. Gerade war mir also meine Gesellschaft für die kommenden zwölf Stunden bis in die Dominikanische Republik begegnet.

»Fliegst du auch nach Santo Domingo?«, fragte mein Sitznachbar und verzog das Gesicht zu einem aparten Lächeln. Das schien er geübt zu haben.

»Nein, Quito.«

»Quito? Ganz schön weit weg! Was machst du dort?« Sein Spanisch war Welten entfernt von der Sprache, mit der uns meine Spanischlehrerin jede Woche in der Oberstufe verwöhnt hatte.

Ich erzählte ihm von meiner Freiwilligenarbeit in zwei verschiedenen Projekten in Ecuador und stolperte dabei

über jedes dritte Wort. Die spanischen Laute fühlten sich ungewohnt an, wie ein Werkzeug, mit dem man erst einmal klarkommen musste.

»Klingt cool! Wir sind Künstler, weißt du! Wir singen in einer Band. Gerade kommen wir von unserer Europa-Tour zurück.«

Ja, klar. Und ich bin die Tochter von Michael Jackson.

Hoffentlich gab es bald Abendessen.

»Willst du Fotos sehen?«, fragte der Kerl neben mir, dem meine Zweifel an seiner Geschichte offensichtlich nicht entgangen waren.

»Mhm...«

Plötzlich war auch der zweite Dominikaner ganz Ohr und lehnte sich so weit über seinen Freund zu mir herüber, dass es schon fast akrobatisch aussah.

»Schau hier, unser letztes Konzert. Das war in Italien«, erzählte der Kerl neben mir und hielt mir den Bildschirm seines Smartphones vor die Nase. Zwar war die Qualität des Fotos miserabel, doch offensichtlich standen dort meine beiden Sitznachbarn auf der Bühne und blickten hinunter in eine Schar Mädchen, die lechzend ihre Hände nach ihnen ausstreckten.

»Und hier, ein Foto mit unseren Fans! Und da waren wir nach dem Konzert feiern und haben ein paar Mädels eingeladen! Und hier, das Konzert in Amsterdam!«

Ich war tatsächlich neben einer Boygroup aus der Dominikanischen Republik gelandet. Sollte ich sie nach einem Autogramm fragen, das ich irgendwann für teures Geld würde verkaufen können?

Der Flug nach Santo Domingo zog sich in die Länge. Die zwei Berühmtheiten neben mir waren nach dem Abendessen innerhalb von drei Minuten eingeschlafen und schnarchten wie zwei Walrosse, während ich mich in

meinem Sitz hin und her wälzte und doch keinen Schlaf fand. Latin Lover Numero Uno rechts von mir hatte großzügig erwähnt, dass ich mich nicht scheuen sollte, meinen Kopf an seiner Schulter anzulehnen, um es bequemer zu haben. Ich hatte überlegt, wie viele ihrer Groupies sich womöglich einen Finger abhacken würden, um genau das zu tun. Ich tat es trotzdem nicht. Es hätte ohnehin nicht geholfen.

Neun Stunden später waren wir gelandet und ich wartete gemeinsam mit einem Haufen übermüdeten Menschen vor dem Gate auf meinen Weiterflug nach Panamá. Es war 01.30 Uhr, mitten in der Nacht. Noch über drei Stunden, bis es weitergehen würde. Mir war schlecht. In Deutschland wäre vermutlich bald Frühstückszeit und das Abendessen im Flugzeug hatte meinem Magen absolut nicht gefallen. Immerhin konnte ich auf der Suche nach etwas zum Essen zehn Minuten Wartezeit totschiessen, dann kehrte ich mit einer winzigen Schokolade, die satte drei Dollar gekostet hatte, zu meinem Platz zurück. Ich warf einen Blick zu der vierköpfigen Familie, die gegenüber von mir saß. Der Kleinere der beiden Jungs lag friedlich schlafend in den Armen seiner Mutter, sein älterer Bruder kletterte auf den Sitzen auf und ab. Wie sicher und wohlbehütet man als Kind unterwegs war! Egal, wohin die Reise ging, Mama und Papa waren da!

Ich wollte den Gedanken eigentlich nicht zulassen, doch es ließ sich nicht leugnen: Ich war so allein wie noch nie in meinem Leben. Und dementsprechend fühlte ich mich. Miserabel. Dass es draußen stockdunkel war, machte es nicht besser. Und die Tatsache, dass ich in den letzten elf Stunden wach gewesen war, jedoch kein Sonnenlicht gesehen hatte, noch viel weniger. Was tat ich hier? Was hatte ich bloß getan?

Ich hatte tatsächlich so etwas schon einmal getan. In der zehnten Klasse hatte ich für drei Monate eine Schule in Chile

besucht. Wenn ich heute daran zurückdenke, erscheint mir diese Zeit wie aus einem anderen Leben. Ich war ein kleines Mädchen gewesen, das es nicht erwarten konnte, groß zu sein und in die Welt hinauszumarschieren. Ich wollte mehr, ich wollte alles, was ging. Trotzdem war ich ganz schön lange erst einmal wie ein Ping-Pong Ball hin und her geschleudert worden. Zwischen aufregenden Zeiten, in denen ich mein Glück kaum hatte fassen und nicht genug von der Fremde hatte bekommen können, und anderen, in denen ich mich mit Magenkrämpfen vor lauter Heimweh in meinem Bett hin und her gewandt hatte. Schlussendlich hatte ich mich in einen jungen Chilenen mit Gitarre verliebt und Sturzbäche geweint, als ich nach Hause fliegen musste. Wie hätte es anders ausgehen können.

Es hatte damals eine Sache gegeben, die mir auf einmal ganz deutlich geworden war. Dass Zeit eine reine Frage der Interpretation ist. Zeit ist ein Gefühl, keine messbare Größe. Ein einsamer Tag, an denen man die Qualen des Heimwehs erleidet, kann sich ins Unendliche ausdehnen, während drei Monate doch vorüber streichen wie Rauchschwaden durch den Türspalt. Während meiner letzten Tage in Valdivia hatte ich mich in die Misere gestürzt, weil ich das Gefühl gehabt hatte, meine *Zeit* nicht richtig genutzt zu haben.

An diesem 29. April erinnerte ich mich noch sehr lebhaft an dieses Mädchen, wie es elendig auf ihrem Bett im Hause der Reñancos gesessen war und Zeilen der Wut in ihren Laptop gehämmert hatte. Knappe drei Jahre später saß ich als einsamer Mensch am Flughafen und überlegte, ob es sich nach zwei Monaten wohl ähnlich fühlen würde. Ob ich mich eines Tages in Ecuador wohl so zu Hause fühlen könnte, dass ich das Verrinnen der Zeit und den Tag meiner Abreise um jeden Preis verhindern wollen würde.

Als ich mit dem letzten Bissen die restlichen fünfzig Cent Schokoriegel herunterschluckte, konnte ich kaum Vorstellungskraft dafür aufbringen.

In zweieinhalb Stunden würde mich ein weiterer stählerner Vogel noch weiter in die Welt forttragen. Ich wollte nach Hause, sofort.

* * *

Stimmengemurmel, ein Sausen und Dröhnen, Klappern von Geschirr. Ich wachte auf. Was ging hier vor sich? Allmählich kehrte ich zurück in die materielle Welt und begriff das Flugzeug um mich herum, Panama - Quito. Ich hatte tatsächlich geschlafen. Und war pünktlich zum Frühstück aufgewacht, wie herrlich. Mit einem strahlenden Lächeln reichte die Stewardess ein übelriechendes Sandwich zu mir hindurch. Fischbrötchen zum Frühstück. *Fisch* zum Frühstück. Andererseits war mein Tag-Nacht-Rhythmus ohnehin total hinüber.

Der Flug nach Panama City war ohne meine beiden Stars aus der Dominikanischen Republik einsam gewesen, und ich war nur noch tiefer versunken in Befürchtungen, Zweifel und Nervosität.

In Panama war endlich die Sonne aufgegangen, und zwar in jeder Hinsicht.

Fasziniert war ich vor der Glasfront am Flughafen gestanden und hatte gespürt, wie mich das Licht nach der längsten und finstersten aller Nächte zurück ins Leben lockte. Es war unglaublich. Ich hatte meine Reise fast bewältigt. Die Situation war ernst, doch nicht ausweglos. Es gab Hoffnung auf ein gutes Leben an meinem Ziel. Dann die letzten Sicherheitshinweise, der letzte Start und ich war auf dem Weg nach Ecuador. Ich lehnte mich nach vorn, um aus dem Fenster sehen zu können. Blickte hinab auf unseren Planeten. Folgte den zarten Schleierwolken, die wie seidene Gewänder über der Erde schwebten. Darunter endloses Grün, hier und da durchdrungen von dunkelblauen Flussadern und deren Seitenarmen. In meinen Vorstellungen stand ich dort unten im Wald und sah nach oben durch das

Blätterdach zu mir hinauf. Da begriff ich, dass diese Welt tatsächlich zu meiner Realität werden würde, und mein Puls beschleunigte sich. Keine *BBC Earth* Dokumentation, kein Dschungelfilm, keiner meiner Tagträume. Das Leben im Dschungel, all die Bilder und Vorstellungen, die jahrelang zwischen meinen Kindheitsgedanken geschwebt waren, all das würde zu *meinem* Leben werden.

2

Seit wenigen Minuten schmückte der ecuadorianische Einreisestempel die Seiten in meinem Reisepass. Ich stand mit meinem dicken roten Reisegefährten in der Ankunftshalle, während sich ringsum die Menschen in die Arme fielen, winkten, Leute große Schilder mit Nachnamen in die Luft hielten. Auf mich wartete niemand.

Südamerikaner kommen immer zu spät. Zum Glück hatte ich diese Lektion schon in Chile gelernt.

Nach einer halben Stunde jedoch klangen meine Gedanken allmählich nach ... *Scheiße.*

Zum Glück war mein Gepäck bestens organisiert und ich wusste genau, wo ich welche wichtigen Dinge für den wahrscheinlichen Fall eines Notfalles aufbewahrte.

Scheiße.

Die Telefonnummer von Maria Martinez⁶, der Frau meiner Vermittlungsorganisation, befand sich eindeutig nicht im Umschlag mit der Aufschrift '*wichtig*'. Ich hatte keine Nummer, die ich hätte anrufen können. Jetzt wurde es mir unheimlich. Na gut, wir befanden uns an einem modernen Flughafen, ich besaß einen modernen Laptop, vielleicht gab es hier ja öffentliches Internet ...? Fehlanzeige. Auf der

anderen Seite der Wartehalle gab es ein Internetcafé. Ich wuchtete meinen Lebensinhalt zurück auf meinen Rücken und blieb beinahe im Eingang des kleinen Ladens stecken.

»Hallo, wie viel kostet das Internet?«, hörte ich meine Stimme piepsen. *Ist doch vollkommen egal, wie viel es kostet ...*

»Zehn Cent für fünfzehn Minuten.« Das sollte ich mir leisten können.

Maria Martinez' Nummer hatte ich nach zwei Minuten recherchiert, die Benutzung eines Telefons stellte sich jedoch als komplizierter heraus als erwartet. Ländervorwahl, Ortsvorwahl, was?

Selbst die junge Frau hinter dem Schreibtisch konnte mir nicht helfen. Die Nummer existierte nicht.

Ich war sprachlos. Mit verschwindender Stimme bedankte ich mich und verließ den Laden, um in der Ankunftshalle die Situation vollends zu realisieren.

Ich war in Quito, am Flughafen, allein.

Niemand war gekommen, um mich abzuholen und es gab niemanden, den ich anrufen konnte.

Ich war verloren, eine Fremde in einer fremden Welt. Niemand interessierte sich für mich, für dieses Häufchen Elend mit ihrem roten Monster am Ende der Wartehalle. Ich spürte, wie Nervosität und Zweifel plötzlich in ein ganz anderes Gefühl umschlugen. Panik.

Zurück ins Internetcafé. Ich musste Kontakt aufnehmen, mit irgendjemandem. Meine Finger hämmerten eine verzweifelte Nachricht an meinen Bruder in das Mailprogramm. Schrieben eine SMS an meinen Vater. Schickten schließlich nichts davon ab, denn ich wusste, sie würden mir nicht helfen können. Wie naiv ich doch war.

»Entschuldigung! Schauen Sie, ich habe nur diese Nummer und muss dort unbedingt anrufen. Kann es nicht

sein, dass mir noch eine Vorwahl fehlt?« Zum dritten Mal stand ich nun bei der jungen Frau am Tresen, inzwischen musste mein Gesichtsausdruck pure Verzweiflung sprühen. Seufzend beugte sie sich ein weiteres Mal über meinen Zettel und zählte die Ziffern ab. Dann blickte sie auf.

»Versuche es mit einem anderen Telefon, das da ist kaputt.« Ich sah die Frau einen Moment lang fassungslos an. In meinem Zustand hatte sie mir vorenthalten, dass das verdammte Telefon kaputt war? Dann schlug mein Gesichtsausdruck in unendliche Dankbarkeit um.

Ich wählte und wartete.

Eine Stunde später saß ich mit Fredy Martinez in seinem betagten roten Polo. Die Schmutzschicht auf den Fensterscheiben erlaubte kaum einen Blick nach draußen und die Polster waren so durchgesessen, dass ich gute zwanzig Zentimeter nach unten versank und somit noch weniger sehen konnte. Sobald wir das Parkhaus verlassen hatten, kurbelten wir die vorderen Fenster bis ganz nach unten und ließen uns von der drückenden Stadtluft mitsamt dem Rauschen der Motoren, dem Hupen, Zischen und Pfeifen in den Hauptstadt-Flair einhüllen.

Fredy Martinez war mir bereits sympathisch gewesen, als er gerade erst durch die Schiebetür getreten war. Vor der Brust hatte er ein Schild mit meinem Nachnamen getragen, der zu meiner Bewunderung fehlerfrei buchstabiert worden war. In das *o* hatte er eine Sonne gemalt und an den beiden *ps* schaukelten zwei Äffchen.

In Fredys Auto ließ ich mich zunächst von unerwartetem Staunen überspülen. Darüber, dass die Dinge gar nicht so grundsätzlich anders schienen als in Deutschland. Es gab ein Radio, ein Lenkrad, herunter gekurbelte Fensterscheiben und vermutlich auch Gas, Kupplung und Bremse. Auch die Straßen, auf denen der Polo sich jetzt Stück für Stück durch den Mittagsverkehr schob, waren ganz einfach nur Straßen.

Mit Ampeln, mit Gehwegen, mit Mittelstreifen. Ich bemerkte, wie lächerlich meine Gedanken waren und schob sie beiseite.

»Jetzt erzähl mal! Von Deutschland, deiner Familie, deinem Haus!«, bat Fredy mit einem ermutigenden Seitenblick.

Und dann erzählte ich. Erstaunlicherweise gab es einige Dinge, die ich diesem Fremden erzählen konnte. Die Reise durch Quito ließ jedenfalls reichlich Zeit dazu. Und dann gab es immer wieder diese Momente, in denen ich ganz still aus dem Fenster sah, beobachtete, wie Häuser, Straßen, Menschen und Autos an mir vorbeizogen und wieder musste ich staunen. Irgendwann war ich mir nicht mehr sicher, worüber. Der Ausblick aus dem Beifahrerfenster war an sich wenig spektakulär. Ich hätte ebenso gut im Spanien-Urlaub sein können. Und doch war alles anders. Das Gefühl war anders, es schmeckte, roch, klang anders. Es war als würde man sich einer Farbe bedienen, die zu mischen mir zuvor nicht gelungen war, auch wenn die Grundtöne dieselben waren.

Ich hatte mich immer gefragt, woran es lag, dass sich ein fremder Ort nach Wochen oder Monaten anders anfühlte als am ersten Tag. Das Bild der Straßen und Häuser, Menschen, Märkte, Wohnungen ... selbst wenn sich an den Bestandteilen nichts änderte, blieb dieses Bild für mich niemals das Gleiche, der Eindruck des ersten Tages wandelte sich, wenn nicht äußerlich, so umso mehr innerlich. Plötzlich stand man wieder am selben Ort und fragte sich, weshalb alles so anders wirkte. Vielleicht liegt es an der Veränderung, die ein neuer Ort in uns bewirkt. So schleichend, dass wir kaum Notiz davon nehmen, gehen wir doch Wochen später mit einer anderen Perspektive durch den Tag.

Ecuador hatte an diesem Dienstagnachmittag noch nichts Eigenes für mich. Doch ich ahnte bereits, dass ich all diese

Bilder mit anderen Augen erleben würde, wenn ich nach acht Wochen wieder abreisen würde.

* * *

Mühsam kroch der Polo einen letzten Anstieg hinauf. Hinter der Kuppe sah ich jemanden auf die Straße laufen. Während der letzten Viertelstunde waren wir durch eine am Hang gelegene Wohngegend gefahren, in der die Zäune und Absperrungen um die Grundstücke herum deutlich ein Viertel der Oberschicht von Quito markierten. An den Hauseinfahrten saßen Sicherheitsangestellte in kleinen Glaskabinen und an Laternenpfählen, Mauern und Hausdächern waren Überwachungskameras aufgehängt.

»Wir sind da! *Bienvenida!*« Auch Fredy schien erleichtert, uns beide sicher durch das Chaos von Quito gebracht zu haben.

Veronica, mit wallenden Locken und durchdringendem Blick, war eine Freundin von Maria Martinez und würde mich für eine Nacht beherbergen. Im Licht der Nachmittagssonne schimmerte ihre Lockenpracht in einem feurigen Rot.

Fredy verabschiedete sich und kündigte an, mich am nächsten Morgen um sieben Uhr abzuholen. Ausschlafen konnte ich also vergessen. Ich spürte den Jetlag, die schlaflose Nacht und die lange Reise in allen Gliedern und wäre am liebsten auf der Stelle ins Koma gefallen.

»Komm rein, ich zeig' dir das Haus! Wie schön, dass du hier bist!«, wandte sich Veronica an mich und legte mir die Hand an den Rücken, während sie mit der anderen Fredy zum Abschied winkte.

Das *Haus* war riesig. Von einem Haus zu sprechen wurde Veronicas Anwesen eigentlich nicht gerecht. Durch einen breiten, von Rosen und Geranien umrankten Torbogen gelangte man in einen gut gepflegten Vorgarten, der wiederum an einen zweiten Vorgarten grenzte, der

schließlich zum Haus führte. Veronica gab der Tür einen Tritt, bevor diese mit einem Knarren nachgab.

Eine Treppe aus hellem, glatt geschliffenem Stein führte vom Wohnzimmer in die Küche und in den Essbereich. Es war dunkel und ein wenig unordentlich, in der Luft hing der miefige Geruch nach altem Kaffeesatz und staubigen Polstermöbeln.

»Hier geht es zu deinem Zimmer.«

Ich folgte Veronica eine Außentreppe nach oben und fragte mich, wo dieses Haus wohl aufhören würde.

»So, bitte schön. Das ist die Wohnung der Freiwilligen.«

Die Wohnung war klein und chaotisch und wurde offensichtlich von einigen Bewohnern geteilt. Im Eingangsbereich standen zwei fleckige Sofas und ein brummender Kühlschrank, dazwischen stapelten sich Schuhe in einem bunten Haufen.

Veronica ließ mich allein und für einen Augenblick wusste ich nicht, was ich mit mir anfangen sollte.

Ich spürte, wie die Müdigkeit mich zu überrollen drohte und kämpfte gegen den Drang an, mich auf das freie Bett zu werfen und einfach einzuschlafen. Nachdem ich eine Weile ahnungslos in der Wohnung umhergegeistert war, traf ich auf Denise, die sich in einem Stockbett im Zimmer nebenan regte.

Denise kam aus Kalifornien, hatte Haare so blond wie die von Paris Hilton und war auf den zweiten Blick sehr gesprächsfreudig. Jeden dritten Satz begann oder beendete sie mit *man*. »*Man, it's so hot outside.*« »*I wish I knew a little Spanish like you, man.*« In Quito arbeitete Denise als Freiwillige in einem Krankenhaus und wohnte seit fast einem Monat bei Veronica. Sie schien begeistert von der Stadt und von Veronicas Haus, wo sie immer wieder neue Freiwillige traf. Umso weniger angetan war sie von der Vorstellung, zwei Monate im Regenwald zu verbringen. »*All those bugs,*